

Montags in der Sonne von Fernando León de Aranoa

# Don Quichotte und Sancho Pansas

Von Gunnar Decker

Wer arbeitslos wird, der fällt aus der Zeit. Jener Zeit, die Geld ist, sowieso. Aber auch noch in einem anderen Sinne, eher metaphysisch. Denn über Arbeit definieren wir unseren Lebenssinn. Ein Mensch bekommt Kontur erst durch seine Arbeit. Und ein Arbeitsloser? Das ist wie jemand, der sich verloren hat und nun – höchst unattraktiv – darauf wartet, zu sich zurückkehren zu dürfen. Aber das hängt nicht allein von ihm selbst ab. Arbeitslosigkeit, das ist die neuzeitliche Gestalt der archaischen Gottheit, dem der Einzelne hilflos ausgeliefert ist. Ein tristes Thema? Gewiss, aber nicht trist genug, es ohne Esprit, ohne querulantisches Willen zu behandeln. Ein ganzer Film über Arbeitslose. Über Gescheiterte. Letzte Hoffnungszuckungen vor der stillen Ergebung in Suff und Verwahrlosung. Wer will so etwas sehen? So etwas nicht unbedingt, aber vielleicht etwas anderes, das auch nicht gelogen ist. Etwas, das sich auch ohne Hoffnung nicht hoffnungslos verloren gibt.

Das Thema reizt zu parteipolitischer Besserwisserei, simpler Klassenkampfdidaktik oder gewerkschaftlichem Alle-für-einen-Pathos. Nein, ich kann mir nicht viele Konstellationen denken, in denen ich einem Spielfilm über Arbeitslose etwas abgewinnen könnte. Das Thema, vor dem wir alle so viel Angst haben, wir meiden

es, oder handeln es sachlich kurz ab wie etwa so hoffnungslose Dinge wie das Sterben eines Todkranken. Besser nicht hinsehen.

Und nun das. Ein filmisches Wunder! Ganz ernst und doch federleicht. Höchst amüsan (!) und plötzlich wieder todtraurig. Eine emotionale Achterbahnfahrt, nach der man erschöpft und doch glücklich ist. Ich habe »Montags in der Sonne« gleich zweimal gesehen – und würde auch noch ein drittes Mal hingehen. So ungewöhnlich reich in jeder Szene, so mutig, so stark ist dieser Film. Der junge spanische Regisseur Fernando León de Aranoa liebt die Stammtischrunde ehemaliger Werftarbeiter. Deren anarchisches Kraftzentrum ist Santa (ein Herkules an Widersätzlichkeit, der wunderbare Javier Bardem). Er war Anführer im letzten Werkstreik, ein Urgestein von einem Mann. Jemand, der keine Angst hat vor dem Nichts, das vor ihm steht. Der sich nicht klein macht. Der er selbst bleibt. Arbeitslos? Na und, wenn die die Werft zumachen, weil es profitabler ist, den Grund und Boden als Baugrundstück zu verkaufen? Deswegen soll er nicht mehr er selbst sein? Santa ist ein elender Aufschneider, der alles kann und alles weiß. Aber einer, bei dem man sich sicher fühlt. Ein kämpferischer Melancholiker wie von Cervantes erfunden: Die Windmühle, gegen die er nicht reitet, gibt es noch nicht. Er glaubt nicht an Dinge wie Erfolg und Geld. Siegen heißt für ihn, seine Würde und seinen Stolz zu verteidigen.

Santa: ein Arbeitsloser mit der Würde eines Patriarchen. Das ist auf anrührende Weise komisch. Ein bisschen jedenfalls. Vor allem aber ist es ein Schauspiel, das uns eindrucksvoll jene Größe demonstriert, die, um zu wirken, nicht mehr braucht als sich selbst. Gibt es so einen wie Santa auch unter Deutschen? Vermutlich ist solch wehrhafte Romantik als Lebenshaltung seit Hermann Hesses »Knulp« ausgestorben. Schade eigentlich. Denn die unüberwindbare Kraft der Gelassenheit lässt sich hier besichtigen.

In Spanien lief »Montags in der Sonne« bereits höchst erfolgreich. Und das, so erinnert Regisseur de Aranoa, obwohl der spanische Verleih am Anfang alles tat, um die Tatsache zu verschleiern, dass es hier um Arbeitslose geht. Außer Santa sind da noch José, Lino, Reina, Amador, Rico und Sergej im spanischen Atlantikort Rigo. Dort wurde tatsächlich eine Werft geschlossen, dort wurde »Montags in der Sonne« gedreht. Dort zeigte man auch den Film zuerst vor 1500 Arbeitern. Vor keiner anderen Vorstellung habe er so viel Angst gehabt wie vor dieser, sagt de Aranoa. Aber die Arbeiter – auch die arbeitslosen Arbeiter – waren zufrieden. »Montags in der Sonne« zeigte ihnen etwas von ihrer Seele. Sie haben die Sympathie gespürt und auch, dass de Aranoa für diese seine eigene Filmsprache erfinden musste. Aber mit einer Szene waren sie überhaupt nicht einverstanden. Da geht es darum, dass Santa vor Gericht steht und eine Strafe be-

zahlen soll für die während des Streiks zerschlagene Straßenlampe vom Typ »Swimlight«. Santa sträubt sich – aber dann, von seinem Anwalt überredet, zahlt er doch. Ihr Santa kriecht zu Kreuze? Nie und nimmer! Glücklicherweise folgt dann die Szene, wo Santa zu der soeben bezahlten Straßenlampe fährt, sich bückt, einen Stein aufhebt, genau zielt ... Ehre wiederhergestellt.

Santas Freunden geht es da viel schlechter. Dem schweigsamen Lino zum Beispiel. Er wandert von einem Bewerbungsgespräch zum nächsten, sein Gesicht voll verzweifelter Entschlossenheit. Er will es schaffen – und weiß doch, diese Hoffnung lügt. Er ist fünfzig, die Annoncen, auf die er sich bewirbt, versprechen dreizehn Monatsgehälter und Dienstwagen. »20-35 Jahre, Computerkenntnisse« liest Santo ihm unerbittlich vor: »Die suchen Kinder!« Lino lässt sich vom seinem Sohn den Computer erklären und färbt sich – heimlich, aus Scham vor den Freunden – die grauen Haare schwarz. Aber dann, gerade als wieder einmal sein Name in die Menge der Wartenden aufgerufen wird, steht er auf und geht. Er wird sich nirgendwo mehr bewerben. Resigniert? Nein, er hat soeben seinen Stolz wiedergefunden. Santo sei Dank! Der machte von seiner Abfindung keine Kneipe auf, ist nicht Wachschutzmann im örtlichen Stadion geworden, wie zwei seiner – feindlichen – Freunde, die sich nun wieder vor neuen Zwängen beugen und (ver)biegen. Dafür dürfen dann alle über dem Tribürendach sitzend Fußball gucken, aber immer nur auf die Hälfte des Spielfeldes, da, wo das Dach nicht ist. – Santa will nichts werden, als das, was er schon immer war: unerschütterlich stark und frei. Und wir sind sogar bereit, ihm das zu glauben. ♦♦♦